



„Das ist pures Business“. Hotelmanager Jean-Baptiste Pigeon vor dem riesigen Hotelpool, der derzeit ehemaligen Anti-Gaddafi-Kämpfern zur Erholung dient.

FOTO: WERNER BLOCH

Urlaub vom Krieg

Während syrische Flüchtlinge in Zeltlagern ausharren, dürfen sich Veteranen aus Libyen in einer jordanischen Luxusunterkunft entspannen. Für den Hotelbetreiber lohnt sich das

VON WERNER BLOCH

Ein Fünf-Sterne-Hotel in Jordanien, direkt am Toten Meer. 42 Grad im staubtrockenen Wüstenwind – da ist es schön, reichlich Wasser zu finden, nicht nur die warme salzhaltige Lauge am Strand, sondern auch das kühle Nass in der größten Pool-Landschaft Jordaniens.

Eigentlich dürfte sich hier niemand aufhalten, denn das Crowne Plaza am King-Hussein-Highway wird offiziell erst Mitte Oktober eröffnet. Doch schon jetzt sieht man hier allerlei Gestalten, die nicht gerade typisch sind für ein Luxushotel: Scheue, manchmal auch recht grimmig dreinschauende Männer in weißen Dschellabas, den arabischen fußlangen Hemden. Viele von ihnen stützen sich auf Krücken, andere fahren in Rollstühlen hin und her. Es sind ausschließlich Libyer, Veteranen und Opfer des Bürgerkriegs gegen Gaddafi, die seit Februar in Jordanien gestrandet sind – und die nun von den mehr als hunderttausend syrischen Flüchtlingen Konkurrenz bekommen.

Doch während die syrischen Opfer der Rebellion gegen Baschar al-Assad an der nördlichen Grenze Jordaniens in schattenarme Zeltlager gebracht werden, genießen die Veteranen aus Tripolis und Bengasi ihren Status erster Klasse. So wie Abdelkader Naser, ein 64-jähriger Mann mit weiß gehäkeltem islamischen Käppi, kariösen Zähnen und sehr freundlichen Augen. „Ich bin Zivilist“, erzählt er, „aber Gaddafis Söldner haben mich eingesperrt und gefoltert. Meinen Sohn hat es noch schlimmer erwischt: Ihm hat ein Soldat mit dem Gewehrkolben alle Zähne ausgeschlagen.“ Der Sohn fährt jetzt jeden Tag nach Amman ins Krankenhaus. Dort kümmern sich Ärzte um ihn und basteln ihm eine Prothese. „Es sind wirklich gute Ärzte, wir sind sehr froh, hier zu sein.“

Von der Lobby des Crowne Plaza geht der Blick über die Gischtröden des heuten vom Wind aufgewühlten Toten Meeres. Dass er irgendwann einmal in einem Lu-

xushotel seine Tage verbringen würde, noch dazu hier, am geologisch tiefsten Punkt der Erde, hätte sich Abdelkader Naser nie träumen lassen. Aus seinem Dorf war er bis dahin nie herausgekommen. Die wenigsten der libyschen Ex-Milizionäre haben je ein Hotel von innen gesehen oder auch nur Ferien gemacht. Viele junge Männer sitzen hier, sie zeigen sich in der Fünf-Sterne-Lobby ihre Verletzungen. Zwischen dem großzügigen Eingangsbereich mit seinen Kronleuchtern, dem Luxus und der erbärmlichen Lebenswirklichkeit dieser Menschen könnte der Kontrast nicht grö-

700 Patienten in 420 Zimmern. Die Rechnung geht an die Regierung.

ßer sein. Ein Schock. Die Libyer fühlen sich hier deplatziert und wie aus der Zeit gefallen, aber weg will auch keiner mehr aus diesem merkwürdigen künstlichen Paradies.

Ahmed Salim, ein ehemaliger Pilot, der an Parkinson erkrankt ist, fährt mehrfach in der Woche zu Untersuchungen nach Amman. Er wartet auf eine Gehirnoperation. „Die libysche Übergangsregierung hat mich gefragt, ob ich zur Behandlung ins Ausland gehen will“, erzählt der müde, aber sehr freundliche Großvater mit dem weißen Schnurrbart. „Da hab ich natürlich gleich ja gesagt, und wenige Tage später hat man mich nach Jordanien ausgeflogen.“

Der Krieg im vergangenen Jahr – das sei kein Krieg gewesen wie jeder andere, berichtet er. „Bei uns wurden Flugabwehrkanonen gegen Menschen eingesetzt, es war ein Gemetzel, von dem die Welt noch gar nicht sehr viel weiß.“ Das Crowne Plaza, in dessen Anlage bald begüterte Touristen aus Russland, Saudi-Arabien oder Europa ihren Urlaub verbringen sollen, ist behindertengerecht ausgestattet, es gibt ein riesiges Spa hier und Behandlungsräume, die jetzt noch die Verletzten und Versehrten benutzen können, Massagen durch asiati-

sches Personal inklusive. Oder Bäder im weltweit renommierten, teuren, heilenden Originalschlamm des Toten Meeres.

Für den Hotelbetreiber, die Interconti-Gruppe, geht es vor allem ums Geld. Die libysche Regierung hat sich nämlich dazu verpflichtet, Tagessätze für die 700 Patienten in den 420 Zimmern zu zahlen, die Rede ist von etwa 150 Euro pro Gast und Tag – ein lohnendes Geschäft. Der Hotelmanager, ein kleiner, charmanter, weißhaariger Franzose namens Jean-Baptiste Pigeon, hat schon auf der ganzen Welt Hotels eingeweiht. Doch so etwas wie hier hat er noch nicht erlebt. Der Sanatoriumsaufenthalt der Libyer ist eine goldene Gelegenheit zum Geldverdienen, das perfekte Geschäftsmodell. „Schauen Sie“, erklärt er beim Cappuccino an der Bar, „in den Monaten vor der Eröffnung laufen für ein Hotel normalerweise nur Kosten auf. Wir dagegen haben mit der libyschen Übergangsre-

gierung einen Vertrag geschlossen und verdienen schon jetzt gutes Geld. So können wir problemlos unsere Infrastruktur ausprobieren, unseren Service, unsere Küche. Das hat mit Menschenfreundlichkeit nichts zu tun. Das ist pures Business!“ Und sollte es zu finanziellen Engpässen kommen, so springen sicher die UN ein, meint der Hotelmanager.

Macht er sich keine Sorgen, dass seine Suiten und sein Mobiliar von den manchmal rustikal agierenden Gästen aus der libyschen Wüste nicht schon abgewohnt sein könnten, bevor der erste Tourist eintrifft? Nein, meint der Hotelmanager, es sei für alles gesorgt. Die jetzigen Möbel seien nur provisorisch. Die echten Möbel werden erst kurz vor der geplanten Eröffnung im Oktober geliefert. Doch werden die neuen Gäste wirklich kommen? Jordanien steckt tief im Sog der Nahostkrise – und neuerdings an vorderster Front zum Krieg

in Syrien. An der Grenze sind bereits mehr als 120 000 Flüchtlinge eingetroffen, jeden Tag werden es mehr. Syrische Soldaten haben Raketen auf jordanisches Staatsgebiet abgefeuert. Jederzeit könnte die Situation eskalieren.

In der Lobby nippt Ahmed Salim neben seinem Freund Abdelkader Naser an seinem Tee. Es gibt Mittagessen im Crowne Plaza, Humus und Auberginen, später Huhn auf Reis, zubereitet auf indische Art. Es wird dann für eine halbe Stunde laut an den runden Tischen im Speisesaal, alle kommen mittags und abends zusammen,

„Gaddafi hat mich 42 Jahre meines Lebens gekostet. Ich hasse ihn.“

manche haben mit ihren Familien telefoniert und erzählen davon. Dann schauen Ahmed und Abdelkader über das heute besonders blaue Tote Meer auf das andere Ufer: Israel, nur 40 Kilometer entfernt und doch eine andere, unerschöpfbare Welt. Nachts kann man von hier aus die Lichter von Jerusalem sehen. „Gehen Sie nach Amman, schauen Sie sich alle Hotels an. Ein solches Hotel wie unseres finden Sie nie wieder“, schwärmt Ahmed, der Pilot aus Bengasi. Es ist eine Welt, die die meisten allenfalls vom Fernsehen kannten.

Ahmed genießt seine noch verbleibenden Tage im Paradies. „Ich habe Frachtmaschinen in afrikanische Länder geflogen“, erzählt er. „Wir durften damals nie wissen, was in den Kisten eigentlich drin war. Einmal, auf einem Flughafen in Schwarzafrika, hat man unsere Maschine sogar beim Start beschossen. Das war zur Zeit Gaddafis. Der blutige Mann. Ich hasse ihn. 42 Jahre meines Lebens hat er mich gekostet. 42 Jahre! Aber das macht nichts, nicht mehr. Alles ist besser als Gaddafi – auch wenn wir jetzt fünf Jahre brauchen, um unser Land wieder aufzubauen.“

Im Oktober wird Ahmed von seiner Familie wieder in Bengasi erwartet.



Libyen im Oktober 2011: Rebellen feiern die Befreiung der Stadt Bani Walid von Gaddafis Truppen.

FOTO: REGINA SCHMEKEN